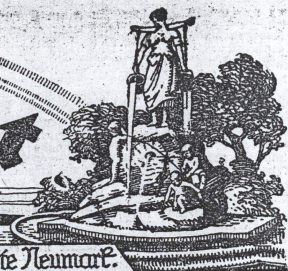


Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.



8. Blatt.

Landsberg (Warthe) 1928.

Nr. 19.

Der Rabdorfer Wiesenweg.

Von Otto Kapitz.

Wollten den Rabdorfern und den Bauern von Loppow und Gemin herrsche Feindschaft, bitterste Feindschaft. Kein Tag verging ohne Fehde, und oft genug gab es blutige Kämpfe. Am meisten hatten die Rabdorfer Viren zu leiden, wenn sie das Vieh zu den im Grunde gelegenen Wiesen hindurchnahen. Sie beunruhigten die Wiesen nicht die Herrschaft, den Weg, der von Rabdorf nach Loppow führte, sondern trieben das Vieh bei der Trift auf der Grenze zwischen Gemin und Loppow auf der Feldmark dieser Dörfer hinaus. Aber diese Freiheit war ihnen vor langen Jahren bereits vom Amte Sinnehlshof auf ihr einbüßendes Vieh genommen worden, und sie hatten sie teuer genug mit der Verpfändung erkauft, jährlich drei Mandeln Rüben und eine Mandel Gänse dem Herrn Hauptmann ins Amt zu liefern. Getreulich haben sie dieser Pflicht bisher nachgekommen und, wodurch auf ihr ganzes Vieh, trieben sie ihr Viehweiden im Frühjahr und Herbst hinab ins Vieh, aber sorgfältig und mit dem dem Landmanne verschuldigten Rücksicht das befate Land verschönernd. Aber Gemin und Loppow waren nie mit diesem Vorrecht der Rabdorfer einverstanden gewesen. Mit diesen Augen sahen sie die Dörfer die Wiesen herabkommen, sie flüchteten und witterten auf die Eintrübnisse, hielten die Hände und suchten mit Schikanen und offenem Widerstande den Rabdorfern die Trift zu verweigern. Klagen und Begehren wollten kein Ende nehmen und so trübselig das Hauptmann von Sinnehlshof, Leonhard Stoeck der Jüngere, im Jahre 1889 die Sache endgültig zu klären und zu entscheiden.

Die große, hühere vom flackernden Ramin Sinnehlshof war das Gefühl. Einmaligen Rabden aus Rabdorf, Gemin und Loppow waren anwesend. An ihren schweren Stiefeln klebte der Schmutz der grundlosen Wege; aus diesen Schabbeisen dampfte Novembermiste; die Rabdorfer waren schwermütig. Nicht, das sie Frieden gelöst hätten, aber sie befanden sich in hoffnungsloser Minderheit, und darum fühlten es besser, den Gegner nicht zu reizen. Zum andern gab ihnen das Bewußtsein ihres guten Rechts Ruhe und Schwermütigkeit. Aber auf der andern Seite des Mannes, so sich Loppow und Gemin zum lärmenden, fackelnden, sehr gefährlichen Dämonen zusammengegründet hatten, wuchs die Erregung mit jeder Minute. Rörne Augen funkelten, Hände ballten sich, Schimpfwörter flogen herüber, und die Rabdorfer mußten nach und nach das Gehör unter dem drohenden Gelächter ihrer Feinde einsinken.

Als die schwere Einsicht angereizt wurde, verfuhr sie erschöpfend der Ramin. Gerein trat Leonhard Stoeck, Hauptmann auf Sinnehlshof

und Gargis. Stumm standen die Bauern, die Köpfe tief gesenkt, den Druck mit fargen Worten erwidern. Ihn folgte Hans Dörfer, ergebnislos auf Gursdorf im Soldatier Kreise und Herr auf Rabdorf. Seine Bauern atmeten auf, als sie ihn erblickten und von seinem Gesicht Ermutigung ableiten zu können glaubten. Mit gemilderten Gefühlen aber betrachteten sie die Sumer von der Wärmig, Karmis, Kurt und Gernisch, als Brüder und Vetter zu Wärmig und Stennewitz ergebnisse und zu drei Vierteln Besitzer des Dorfes Gemin. Die edlen Herren schritten durch den Saal und ließen sich neben dem Ramin an dem für sie hergerichteten schweren Eichenstisch, auf dem der Amtsdirektor bereits seine Ache ausgebreitet hatte, nieder.

Als Vertreter der besagten Rabdorfer wurde zunächst George Stargard auf Ehre und Gewissen verkommen. George, verheirateter Mannlein, dars, mit schlohweißem Haar, den Nacken gebeugt von der Last seiner achtzig oder mehr Zunge — genau wußte er es nicht anzugeben — mit gedöhlten, flets leuchtigen Augen, machte er mit dünner Griesenstimme, aber klaren Geistes und getragen von innerer Überzeugung, seine Aussagen. Gehörig aus Rabdorf, hatte er sein ganzes langes Leben dort zugebracht, kannte Vieh und Sten in der Feldmark, war mit Rechten und Willküren seiner Landbesitzer genau vertraut, wenn er auch vor wenigen Jahren, den Tod zu erlangen, ins Exil nach Gargis übergesiedelt war. Er entsann sich genau, wie sein seliger Vater ihm von dem Schritte erzählt hatte, der wegen des Loppower Bruches und der Hütung darin zwischen dem Landsberger Ramin und den Klosterbrüdern vor Sinnehlshof jahrgelung erfochten hatte. Damals waren die Rabdorfer Viehen Eigentum der Stadt gewesen, und die Herren vom Ramin hatten es billig gemacht und waren zufrieden gewesen, wenn die Bauern drei oder fünf Hühner „den höchsten Diener zu Landesherr“ für die Hütung in dem ihnen zugehörigen Bruch entrichteten. Dann aber kam der Bruch, den Hof und Wälsdorf am Freitag nach Walli im vierzehnhundertundsechzigundachtzigsten vor den Fürstlichen Herren Ramin zu Köln an der Spure schlossen und die zur Folge hatte, daß die Rabdorfer Viehen dem Ramin abgetreten wurden. Die Racht wurde dem Ramin ergebnislos abgetreten; aus jedem Hause des Dorfes wanderten alljährlich drei Hühner und eine Gans nach Sinnehlshof, in Sinma der Ramin, Hühner und eine Mandel Gänse. Die Racht war hoch, so gelang ihnen andererseits doch nie irgendeiner Eintrag an ihrer Hütung; allewege hatten sie Macht und Willen gehabt, mit allerlei Rindvieh, klein und groß, in den Bruchvieh auf der Herrschaft Grund und Boden bis

an die Loppower und Gemin Grenze zu führen — natürlich nur im Vorjahre bis Walpurgis, che die Wiesen geessenen wurden, und nach Michaelis, wenn das Vieh eingeführt war —, und sie und immer war ihnen erlaubt gewesen, die Trift die Grenze hinaus zu bewegen, und nie waren sie datan von Vortzeit wegen gehindert worden.

Die Worte des Alten hinterließen starken Eindruck. Beifälliges Murren erhob sich auf den Bänken der Rabdorfer; aber der Hauptmann gebot Ruhe und rief als nächsten Zeugen den Reichsfürstlichen Lehnsherrn Brose Stargard, einen Mann in den besten Jahren, der seine Jugend gleichfalls in Rabdorf verbracht hatte. Bei harter Erinnerung und erfrischer Erinnerung bezeugte er, daß er selber vor 22 Jahren dem Ramin zu Rabdorf einige Male das Vieh ungewehrt und unangekündigt über die Grenze in die Wiesen hinaus habe treiben und dort das ganze Vieh hindurch bis an die lange Wiese habe hüten lassen. „Denn zu denen Zeiten, wenn die Brüder weiß gewesen, haben die Rabdorfer dem Ramin nach der Umbrache vier Personen zum Hüten zugeben müssen aus Ursache, wenn ein Baum Vieh eingelaufen, daß sie solches wieder betrauen. Wenn siehen müssen.“ Wieviel Hüner und Gänse haben entrichtet werden müssen, könne er sich heute allerdings nicht entsinnen.

George Reune, Untertan zu Vieh, befähigte diese Aussagen und betonte, daß sie nie von den Loppowern behindert worden seien. Und als auch Ramin Stargard von Liebenow und Bent Riegel aus Wärmig die gleichen Angaben mit ihrem Eide bestätigten, hielt der Hauptmann die Erinnerung weiterer Zeugen für unnötig, zumal die Loppower und Gemin nichts darüber vorzubringen vermochten und nur einwandten, daß ihr Gottesacker, das neugetrodene Rindweiden, und schließlich auch des Bruchers Feld erschritten Schaden durch das Rabdorfer Vieh gelitten hätten.

Der Hauptmann erhob sich. Im Saale herrschte Grabesstille. Mit strengem Blick und hartem Wort wandte er sich an die Versammlung: „Ihr und uns überließ ich, ich erinne daran, daß die Rabdorfer Viehen haben. Ihr, Sinnehlshof in Loppower und Loppower, die verlegen auf ihren Bänken hin und her rücken, habt zur Umbrache und nur aus Absicht ihnen die Trift über die Grenze hinaus zu bewegen und verpfändet wolle. So verpfändet und verpfändet ich im Ramin und anstelle meines Grundes ich im Ramin, daß die Rabdorfer nach wie vor sich der Trift und der Hütung annäheren und dieselbe ohne einiges Hindernis gebrauchen sollen. Euch aber gebiete ich, von Euren unzulässigen Bornehmen abzustehen und ihnen, von der Trift, wie sie die Stelle ohne Schaden denken,

Wer mit dem Rade, durch die Lande fährt, darf nicht nur in den vornehmsten Gasthäusern oder in Hotels an der großen Straße, sondern muß in den kleinen Dorfschenken Quartier machen. Hier ist bei den Leuten, die abends in der Schenke sitzen, mancherlei zu erlauschen: was

einem sonst nicht verfehlt wird. Wer tagelang mit dem Bode auf der Landstraße ist, hat oft etwas zum Reparieren, bald braucht er einen zum Beschleiden. Dann wünscht man freundschaftliche Menschen um sich. Solche Liebeskräfte wird der Landmann selten abgeben. Feindschaft ist unter Deutschemobnen der Fremden gegenüber nicht gesamt. Allerdings zeigt er sich anfangs immer etwas zurückhaltend. Das liegt so in seiner Art. Er liebt nun einmal nicht die über-schwengliche Liebesfreundschaft, wie sie manchen Deutschen eigen ist.

Die beste Gelegenheit aber, ins Volksleben, in das Innereleben dieses großen Geschlechts ein-zubringen, ist dem geboten, der sich in den Dörfern auf einige Zeit anstellt und dort Ärgern und Öhren offen hält und lauscht, wie der Bauer mit seiner Familie sich unterhält, wie er mit seinem Gesinde spricht, wie die Kinder auf der Dothan sich tummeln, wie sie singen, tanzen und springen. Das läßt sich manches Ergögliche und Bemerkens-werte erlauschen, besonders dort, wo noch Flachs-heckel und Weinstock existieren, wo man noch Weimand bleibt, Hege und Reusen trinkt.

Endlich wie einmal ein Mal dort auf das baulich schönste abgesehen wird, so unter dem Baum zu grünen und dem Flachsheckel. Vom geselligen Verkehr klingen selten ein Wort in das friedliche Leben dieser Einwohner. Viele sind hier noch nicht über die nächste Umgebung ihres Heimatortes hinausgekommen. Sie haben einen begnüglichen und heurigen Sinn und sind mit dem wichtigsten zufrieden. Die hiesigen Familien führen sich in ihren kleinen Häusern, in denen oft nur eine Stube und Küche zu finden ist, glücklich. Im Innern haften liegt das Feuer. Auf der unvermeidlichen „Lade“ steht das Gebetsbuch oder die Bibel nicht. Auch ein altes Radloch, die Wiege, ist noch anzutreffen. Der alte Radlocher ist von einer Polsohn um-gaben, auf der an Winterabenden die Familie be-sammelt ist.

Wie traulich liegt das beschneide Wohnbän-gen durch die breittägigen Apfelbäume hervor. Hinter den kleinen Fenstern stehen blühende Ge-ranien und Buchsien. Im Garten am Hause geben die Birnen, Äpfel und Blaumen einen erfrischenden Anblick. Die kleinen Blumen stehen oben auf einer Gasse Startbüchen. Der Meister sitzt oben und spielt sein Vieh in die Welt hin-ein. Unten aber, vor dem Hause, steht ein altes Gepär auf einer selbigeimigen Bank. Der Alte ist in Dendarmen und schmauch gemacht, leicht sein Viehchen, neben ihm das Mitterchen. Sie hat das Geruch von ihr auf dem Schoß ruhen. Drei kleine Schwäne nachschließen auf die grünen, bunten Wiesen hinter zum Wald. Dort an einer kleinen Sichtung bleiben die Mäde hasten; dort muß er sich doch zuerst zeigen, der Metzele, der so lange in der Fremde gewollt und trübe Erfahrungen gemacht hat. Die Alten haben eben nicht so viel zu tun, wie die Jungen. Sie sind geistig gelin, wenn gleich hier gelieben wäre. Vor möglich ist nun in der Drang nach der Heimat, nach dem winigen Stid Land ernacht. Der Sohn kehrt zurück zur heimatischen Ge-scholle! — Als er endlich wieder das Vater-haus betritt, da regt sich in ihm ein neues Leben. Alles scheint ihm jetzt so viel geliebter, denn er gegen. Vater und Mutter, das Haus, das Hof und Garten und jeder Baum und Strauch, jedes Gerät.

Läßt einmal einen Bauer nach Berlin oder sonstwohin nach einer art Schönheit berücken. Wenn ziehen, er wird fühlen, wiekommen und sagen: Es hat mir gut gefallen dort, aber wir meinen das, wo Vater, Großvater und Ur-großvater gewohnt haben, bei Karoffeln, Butter, Käse und Milch, das ist es doch schöner. Ebenso, wie er draußen ins Feld gehen hat von prunkten Schönheiten, so weiß er auch, daß er zu Hause aus bis drei Euben hat, einfach und schmacklos, in denen es sich gut wohnen läßt, und ist auf dem Lande und bleibt auch dort, oder er wird durchsicht nicht weiß, wenn ein bedeutend ärmerer Städter besser wohnt als er. Der Mann hat das volle Vertrauen, es ist bei ihm zu Hause schöner. Strömt ihm nicht von seinem Weltum ein kleine imige Wärme ent-gegen?

Hier „auf seinem Boden“ ist er auch mutig und stark, hier kann er seine Ansichten verfechten und wehe, wer da gegen seine Meinung drein zureiben versucht. Und diesem Gedank die Erde ist er ungeschlagen Herr; hier offenbar, daß das alte heilige Geistesbild, das bei einem unge-rechten Angriff schon jähzornig werden kann.

Welch seltsame Empfindungen müssen sich dagegen bei dem auslösen, der einst seine Heimat verließ, um anderswo sein Glück zu versuchen, schließlich aber doch eines Tages vom Heimweh gepackt wird, die Heimat anstarrt und dann ein-gänglich zu einem reines Landstättchen vor-zuziehen. Wie das ihm fern entgegensteht! Im Stille des abgelebten Häusches mit seinen Balken erhebt sich ein moderner maßvoller Bau. Alles hat sich verändert; das Ganze ist Verkaufs-objekt, eine Handelsware geworden.

Es ist seiner Lastzacke, daß in manchen Dör-fern, die in der Nähe von Städten liegen, an denen Eisenbahnen vorbeiziehnen und wo auf den Straßen Automobils rasen, die Industrie, Handel und Verkehr, der mit einem empfindlichen triebene Ueberbau und andere moderne Wirt-schaftsformen viel zu einer Veränderung des Landstättchens beigetragen haben.

Um hierogen zu wirken, ist einß der Heimat in sich ins Leben gerufen; besonderer Unterthankeit wird der Erhaltung von Natur-denkmälern entgegengebracht. Das ist aus ästhetischen u. ethischen Gründen sehr anerkennenswert. Man muß aber in anderer Beziehung auch die vollen kritischen Fähigkeiten des Bauern und nicht in letzter Linie die Volkserziehung und seine berückichtigen. Die Verbreitungen des Heimatsbundes sind hierauf von großem Einfluß.

Daß mancher Landmann für irgend eine Landarbeit seinen Schönheitssinn offenbart, seinen Sinn für Räume, Sträucher, Steine u. a. m. zeigt, die vielleicht einen geschichtlichen, kulturgeschichtlichen oder natur-wissenschaftlichen Wert haben, wird nicht zu übersehen. Er ist nicht ohne Interesse nur auf den Nutzen und bedacht, wenn schließ-lich Leute zu ihm kommen mit Stäben, Plänen und Vorschlägen, daß auf seinem Grund und Boden durch Weizenlagen, zeitgemäße Ueber-machungen, Drainagen usw. sich ein größerer Nutzungswert herauskriegen läßt, läßt er sich nicht zu überlassen. Er sieht wohl, daß er seinen Vorteil und überdies die großen Nach-teile, die der Verwertung der Landarbeit nach sich zieht. Am meisten wird sich beim späteren Geistesliche bemerkbar machen. Schon bei ihm selbst wird sich bald ein dumpfes Mißbehagen einstellen, denn je mehr sich nun einmal auf seinem Boden heimisch fühlen; er ist durch die hundertfachen Ueberforderungen mit Haus und Hof und Vieh, mit Baum und Busch und Gerät gewissermaßen ergriffen. Er „spricht“ mit seinem Vieh, ob er nun gut oder übel ge-laut ist, sogar mit seinen Mädeln steht er in Gedankenaustausch. Wie jeder Baum und Strauch auf derbestmögliche jahresunterlage seinen Nutzen zu tun hat, so hat auch der Mensch ein Stück seiner Platz und ist von hier nicht fort-gerückt worden. Man hänge nun einmal die Uhr an eine andere Stelle, oder rufe einen Schran-ke fort, dann ist etwas bei ihm nicht in Ordnung, dann glaubt der Mann Grund zum Majornieren zu haben. Es kommt in der Tat, wie Strindberg in „Die Schindler“ sehr schön ausgedrückt wird. „Rebet nicht aus Faust den Felsen in der Wetzungs Stube an? Oder nimmt nicht der Sterbende in Turgenjew's „Tagebuch eines Ueberflüssigen“ Abschied von der Seele, von Blumen und vom Teufel?“

Wie nun hier in der Stube die Möbel Stimmungs-Veränderungen beim Bewohner hervor-rufen können, kann brauchen eine Veränderung des Heimatsbildes auch Charakter-Veränderungen des Menschen nach sich ziehen. Ein Baum, dem der ursprüngliche Boden entzogen wird, gedeiht nicht mehr so gut wie davor, und bei einem Land-manne, dessen heimischer Boden sich ändert, wird auch unwillkürlich die Heimat eine andere. Was für die Bildung einer wahren Boden und Licht, das ist für das heimische Volk der bei-

stische Boden und für den Staat. Das eigene bodenständige Volk. Durch mannigfache Verände-rungen aber macht sich bei dem Landmann sehr bald der Hang zur Freigängigkeit bemerkbar. Und diese ist ja auch, selbst wenn sie sich veräußern, nicht ohne einmal eine Auswirkung auf ein-igem Eigentum vorgekommen, so ist es meistens vordem mit seiner Beschäftigung. Die Beweglich-keit des Bodens nimmt ständig zu, die Charakter-istigkeit ändert mehr und mehr ihren Charakter, sie wird Handelsware. Alles, was den Bauer bisher umgibt, und was er selbst ist, wird veräußert, und somit erlischt auch das letzte Fän-tchen der Liebe zur Heimatnatur. Er fällt der Landstucht anheim, es macht sich, oft auch ge-wedt durch andere, ein Sehnen nach der Groß-ländlichkeit bemerkbar.

Durch häufigen Wechsel wird eine ge-beitliche Weiterentwicklung des Bauernlandes beeinträchtigt, gebildet aber durch Ueberbevölkerung von Weidung zu Weidung, Gottliebheit ist dies noch bei dem größten Teil unserer Landbevölke-rung der Fall. Man hält es für eine Pflicht, die Scholle zu halten.

Ein Beispiel darf zu keinem Geistesum-nehmen ausgebeugt werden, sondern muß Familienerbe bleiben, dann werden wir auch einen schätzlichen Bauernland haben. Es ist eine un-begreifliche Unmöglichkeit, daß alles, was dem Bauer die Scholle umgibt und wert macht, nicht, bestehen bleibt. Alles historische, alle Naturdenkmäler, interessante Bäume, Reigen aus alter Zeit, insbesondere aber muß der ganze Landstättchencharakter, das ganze Bild die ursprüngliche Heiligkeit, Veränderungen bil-deten nur vorgekommen werden, sowie dies aus naturwissenschaftlichen und kulturellen Gründen notwen-dig erscheint.

Wenn wir am Alten hängen, brandt der Fortschritt durchsack. Sein Einhalt getan werden. Doch nicht das Neue, sondern das Alte ist es, das die Liebe zur Heimat, zu Haus und Hof, zu Wald und Feld, zu Menschen, Tieren und Göttern stärkt. Und ein Ding, ein Ursprung, gedeiht erst recht, wenn es von dem Heimatso-mmer behandelt wird.

Wie in der Schwäbe, im Götter, oder Stare der Drang zur Heimat ist, so sind hier auch der Bauer zu seiner Scholle hingezogen, auf der er geboren wurde, wo er gelebt und gelitten hat. Und weil es so ist, können wir von dem wirklichen Landbewohner auch sagen, daß er treu gegen sich selbst ist. Sein Ständchen Heimat ist sein Gm und Alles. Er versteht auch, warum ein Gott dem Uebermüder kein als Strafe auferlegt: „Wenn Du den Acker bauen wirst, soll er Dir hinfort kein Verlangen nach Erden, Unruhe und Klüftung sollst Du sein aufgeben.“ Und kein erkannte die Größe seiner Strafe: „Meine Sünde ist größer, denn die sie mir ver-gaben werden möge. Siehe, Du treibst mich heute aus dem Lande; ich muß mich vor Deinem Auge nicht verbergen; ich muß mich nun in fremde Län-der auf Erden und wer mich findet, wird mich tot-töten.“

Nunmer haben Menschen gelebt, bei denen das höchste Gefühl der Liebe und Schmach nach der Heimat war. Das einmal der Schmachts-brang nach seinen Formen auf kurze Zeit die Herrschaft, bald bald doch das entgegengesetzte Gefühl das Gleichgewicht: das Heimweh!

Darum muß die Landstucht geschützt werden, das Landstättchenbild muß unangefastet bleiben, auf daß derjenige, der auszog und schließ-lich, durch Erkenntnis reifer geworden, zurück-kehrt, auch sein Land und sein Geistesbild, ja, seine Heimat wiederfindet!

Inhalt:

Der Redakteur: Wieseng. Von Otto Kapell.
Das alte Gargier Amtschloß.
Familienamen in der Neumark. Von H. Jänfeler.
Gedanken um die Heimat.